

Erzgebirgische Heimatblätter



Beilage der Obererzgebirgischen Zeitung

Nr. 43 — Sonntag, den 25. Oktober 1936

Druck und Verlag von Friedrich Seidel, Hauptschriftleitung: Siegfried Seidel, beide Buchholz i. Sa.

Wanderung zur Ruhestätte Karl Stülpners

Es ist ein schöner Septembertag. Im gleißenden Sonnengold prangen die unendlichen Wälder des herrlichen Erzgebirges und rauschen ihr herbstliches Lied. Voll des eigenartigen Zaubers ist die Natur, den der jahreszeitlich bedingte Wechsel entfesselt. Die Milde dieses Herbsttages versetzt uns drei Wanderer in eine Stimmung, die mit einer leisen Wehmut im Herzen die Erinnerung an die köstliche Sommerzeit mit all ihren Reizen wachruft.

So stehen wir eine Weile still an der Straße, die nach Großholbersdorf führt, und prägen uns die Schönheiten, die das Erzgebirge in verschwenderischer Fülle zu bieten vermag, recht tief ein. Ein gesegnetes Fleckchen Erde ist es, und wie es sich so in vollem Herbstschmuck zeigt, könnte man schwärmerisch ausrufen: „O, Heimat — wie bist du so schön!“ Gewiß gibt es viele Herrlichkeiten und Kostbarkeiten im Erzgebirge, die das Herz des Wanderers erquicken, aber gerade diese Gegend ist es, die uns mit unwiderstehlicher Gewalt anzieht.

Bald ist das freundliche Großholbersdorf erreicht. Rechts und links grüßen uns kleine, schmutze Häuschen, die sich still und verträumt in die Landschaft einfügen. Die altehrwürdige Kirche hebt stolz ihren Glockenturm gegen den wolkenlosen Himmel. An ihrer Stelle stand einst eine Kapelle, die Anno 1643, als der Dreißigjährige Krieg mit all seinen Schrecken über dieses Dörfchen hinwegbrauste, von den Schweden niedergebrannt wurde.

Nicht weit davon entfernt liegt der Friedhof. Das Tor steht weit offen und verleitet uns zum Eintreten. Vor der majestätischen Ruhe, die uns hier umfängt, verstummen unsere bis dahin recht fröhlich geführten Gespräche. Es ist ein Friedhof wie jeder andere, mit Gräften, Gräbern und schattenspendenden Bäumen, die die Wege säumen. In der Mitte steht die Friedhofskapelle. Schlicht wie diese ist auch die Inschrift, die den Eingang ziert — schlicht und doch so inhaltreich: „Saat, von Gott gesät.“ Doch nicht allein dieser Kapelle wendet sich unsere Aufmerksamkeit zu, sondern in erster Linie einem einfachen Grab, auf welchem eine Tafel mit folgenden Worten steht:

Dem Sohn unserer Wälder

Karl Stülpner

geb. 30. Sept. 1762 — Gest. 24. Sept. 1841
zum Gedächtnis.

Karl Stülpner! Wer kennt nicht den Namen jenes ruhelosen, geheizten Menschen, des Wildschützen vom Erzgebirge? Sekundenlang wird die Vergangenheit vor unseren Augen lebendig.

Das Grab selbst ist denkbar einfach. Efeuumrankt liegt es bescheiden zwischen prächtig geschmückten Gräften und Gräbern. Der Grabstein, der einen Baumstumpf darstellt, ist etwa ein Meter hoch. An ihm ist ein kleines Geweih befestigt und darüber ein Bild Stülpners in hohem Alter. Am Fuß des Grabsteins lehnt die bereits erwähnte Holztafel.

Der Totenbettmeister, ein freundlicher Herr in den fünfziger Jahren, weiß viel zu erzählen. Sein Vater förderte im Jahre 1891 beim Auswerfen des Grabes die Gebeine Stülpners zutage und auch die Habseligkeiten des Wildschützen, wie: Gürtel, Schulterriemen, Jagdtasche, eine Mütze mit Rehpfoten usw. Der Zufall wollte es, daß dieser Ausgrabung ein Sohn Stülpners — damals ein Mann von 74 Jahren mit weißem Bart — bewohnte.

Die sterblichen Ueberreste des Wildschützen bewiesen die bekannte Tatsache, daß dieser ein baumlanger, bärenstarker Kerl gewesen ist. Die Unterschenkel-Knochen zeigten eine Länge von annähernd dreiviertel Metern. Mit den Gebeinen

wurde der größte Teil der aufgefundenen Gegenstände wieder im Grab versenkt.

Mit freundlichem Gruß und herzlichem Händedruck scheiden wir von dem Erzähler, denn es ist inzwischen Mittag geworden. Im Gasthaus „Zur Linde“ läßt es sich sehr gut raften. Wir knüpfen ein Gespräch mit der Wirtin an und erfahren, daß Stülpner in diesem Lokal früher häufig zu Gast war und oftmals sein nächtliches Ruhelager auf dem Backofen aufgeschlagen hat. (Unser Bild auf der 3. Seite zeigt das Gasthaus „Zur Linde“.) Bei dem offenen Charakter der Erzgebirgler läßt es



Die Ruhestätte Karl Stülpners

sich gut mit ihnen plaudern, doch drängt es uns weiter.

Die steil hinabführende Straße nach Scharfenstein gibt uns Zeit zum besinnlichen Verweilen in der Vergangenheit. Es nimmt uns heute bei den ausgedehnten Waldungen in dieser Gegend nicht wunder, wenn man seinerzeit des Wildschützen nicht so leicht habhaft werden konnte, denn keiner kannte die einsamen Pfade, alle die Höhlen und sonstigen Schlupfwinkel so wie er. Doch längst enteilt sind jene Zeiten. Heute umgibt uns nur die nüchterne Wirklichkeit.

Da liegt auch schon Scharfenstein vor uns. Zwischen waldreichen Höhen eingezwängt, bietet es einen Anblick von besonderem Reiz. Ueber dem Zschopaufluß erhebt sich stolz und trugig die Burg — das Wahrzeichen Scharfensteins aus sturmbelegten Tagen und stummer Zeuge heldenmütiger Taten.

Noch völlig im Banne des gewaltigen Naturerlebnisses schlagen wir einen einsamen Weg ein, der zu unserem Endziel, dem „Waldrestaurant Schloßbrauerei mit historischer Karl-Stülpner-Stube“, führt. Gleich beim Eintritt fallen uns an den Wänden zahlreiche Gegenstände und Bilder auf. Das eine der Bilder zeigt den Wildschützen in späterem Lebensalter mit übermäßig großer Brille, die unserer heutigen Hornbrille ähnelt (Stülpner litt bekanntlich mit zunehmendem Alter am grauen Star, den selbst eine Operation nicht völlig beseitigte). Das lange Haar fällt bis auf die Schultern und wird von jener Mütze mit Rehpoten bedeckt, die man bei der Ausgrabung fand. Der hochschließende Rock gibt der ganzen Gestalt ein feierliches Aussehen. Dieses Bild hat ziemlich große Ausmaße und wurde nach der einzig von Stülpner existierenden Photographie angefertigt. Daneben hängt die Büchse des Wildschützen, eine Tabakspfeife mit langem Rohr und auffallend großem Kopf, der — mit Tabak gefüllt — wohl einige Stunden behaglichen Rauchens zuließ, ferner Messer und Gabel, sowie ein aus Rehpoten gefertigtes Rohr eines Ulmers.

Der Abend senkt sich leise hernieder, als wir Abschied nehmen von der historischen Stätte. Der Mond strahlt seine silberhelle Fülle über die Täler und Höhen und schafft jene geheimnisvolle Stimmung, in der phantasiereiche Gemüter den Geist des Wildschützen im Wald umherstreifen zu sehen vermaßen. Wie ehe- dem raucht die Zschopau ihre wunderbare Melodie und singt ein Stück vergangener Romantik in unsere Herzen.

Erich Fr. Tübner.



Karl Stülpner



Karl Stülpner der Raubschütz des Erzgebirges

Bestellen Sie das

Karl-Stülpner-Buch

beim Verlag Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., dann erfahren Sie mehr aus dem Leben des erzgebirgischen Wildschützen. Unser Buch schildert Ihnen in Wort und Bild das abenteuerliche Leben Karl Stülpners, der ja nicht nur in den erzgebirgischen Wäldern, sondern, der viele Jahre auch im Ausland (in Ungarn usw.) zugebracht hat.

Das Karl-Stülpner-Buch eignet sich besonders auch als ein rechtes erzgebirgisches Geschenk zu Weihnachten

Ausschnitte

aus dem im Verlag Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., erscheinenden Karl-Stülpner-Buch:

Raubschützen-Abenteuer. Bald wurde es ruchbar in der Gegend, daß der Stülpner-Karl da sei. Die Forstbeamten wußten das am besten, obwohl sie sich anfänglich schwer dazu verstehen wollten, diesem Gerüchte Glauben zu schenken. Der Stülpner trieb jetzt sein Wildraubwerk in großem Stil. Eine Anzahl fecker, verwegenen Burschen, die auch in den Staatsgefahren Steine des Anstoßes gefunden, hatten sich zu ihm gesellt, unter seiner Leitung wurde ganz ohne Scheu durch die Wälder gepürscht. Seine Umsicht sorgte für Verstecke, die so leicht niemand auffand, und eben dieser Vorsicht hatten es seine Gefellen zu danken, daß sie nicht den gegen sie gerichteten Streifparteien in die Hände fielen. Für sich selbst, ohne daß seine Gefellen etwas davon wußten, hatte Stülpner an einem heimlichen Orte, der von

Natur aus sehr schwer zugänglich war, sich eine Waldwohnung gebaut, in der er sorgfamerweise eine Menge Lebensmittel aufspeicherte, so daß er eine Belagerung von 4 bis 6 Wochen bequem aushalten konnte, ohne an Ergebung in die Hände seiner Gegner denken zu müssen. Nur ihm bekannte Zeichen führten nach diesem Versteck, in dessen nächster Nähe ein kleiner Bach rieselte, der ihn im Fall der Not mit dem nötigen Trinkwasser versorgte. Wer nicht wußte, daß hier des gefürchteten Raubschützen Versteck sei, konnte dicht dabei stehen, ohne nur auf den Gedanken zu kommen, sich in dessen unmittelbarer Nähe zu befinden. Selbst Jäger, deren Auge doch für jede nicht natürliche Veränderung im Forste geübt zu sein pflegt, hatten hier keinen Unterschied entdeckt. Diese heimliche Hütte barg sogar ein paar weiche Mooslager und einen freilich sehr rohen Tisch, aus dem unteren Ende eines alten Eichenstammes gemacht. Die Jäger hatten alle Ursache, den Stülpner mit seinen Gefellen zu verwünschen, denn mehr denn je brachte er sie in der Leute Räuler, das heißt, man verlachte sie, weil ein Raubschütz ihnen das Leben so sauer machte. Die Kühnheit des Stülpner übertraf das denkbar Mögliche. Jeder andere würde sich verborgen gehalten haben, er tat das Gegenteil davon.

Ganz frei besuchte er bekannte Wirtshäuser und unterhielt sich mit den Leuten, die ihn alle kannten, von denen aber keiner es wagte, ihn anzugreifen und den Preis von 80 Talern zu verdienen, den der erhaltene sollte, der ihn lebendig einlieferte, sowie demjenigen, der ihn tötete, 50 Taler Belohnung von der hohen Forstbehörde versprochen wor-

den war. Gewiß, hätte mancher gern die 80 oder die 50 Taler verdient, aber da stand das eigene Leben zu sehr auf dem Spiele. Der Raubschütz wies sich jederzeit so bewaffnet, daß sich niemand mehr an ihn heranwagte. War die Doppelbüchse, die über seiner Schulter hing, schon Respekt gebietend, so wurde diese Ehrfurcht noch durch die sichtbaren Kolben zweier Sackpistolen in der Brusttasche seines Rockes und den Hirschfänger an seiner Seite unterstützt. Zudem nahm er in Wirtshäusern immer nur die Plätze

ein, wo er rückenfrei war, und nie legte er seine Waffen ab. Auch waren seine beiden Hunde, große starke Tiere mit trefflichem Gebiß, welche sich jederzeit zu seinen Füßen legten, ganz geeignet, denjenigen, der wirklich gegen ihn einen hinterhältigen Gedanken trug, zu der Selbstfrage zu leiten, ob es rätlich sei, sich mit ihnen in eine unangenehme Bekanntschaft einzulassen.

Die Landleute waren ihm alle zugetan, denn seitdem er wieder die Reviere beging, hatten sie Ruhe vor den erheblichen Verwüstungen des ohne alle Rücksichten auf Recht und Gesetz und Willen des Kurfürsten geschonten Wildes, welcher, obwohl ein passionierter Jäger, stets jedoch alle Nachteile zu entfernen befahl, die durch zu sehr vermehrten Wildbestand den Bauer belästigen konnten. Die Herren vom Weidwerk hatten einen argen Zahn auf das Bauernvolk, welches durch seine vor Jahren geschehene Auflehnung gegen den brüsten und die Felder der Armen oft mit Absicht ruinierenden Uebermut der Jäger den Befehl von dem gerechten Friedrich August erwirkte, den übermäßigen, so viel Schaden an den Feldern verursachenden Wildbestand auf ein sehr kleines Minimum zu vermindern. Der Befehl, zu diesem Zwecke große Treibjagden zu halten, war für diese Herren ebensoviel bedeutend gewesen, als hätte ein moralischer Totschlag sie getroffen, und diese Tage, wo laut kurfürstlichem Befehl so viel edles Wild niedergeschossen worden war, blieben in der Erinnerung der Jäger große, unvergeßliche Trauertage. Seit der Zeit hatte das Wild allmählich wieder zugenommen, und wenn auch geklagt wurde, so wußten die Jäger doch jederzeit den Klagenden den Weg zum Ohre des Kurfürsten zu verrennen. Daher fand der Stülpner-Karl auch so vielen



Das Gasthaus „Zur Linde“ in Großhartsdorf, wo Stülpner öfters zu Gast war.

Platz finden. Der das Prädikat Hofsäger führende Oberförster des Marienberger Reviers, Bähold, hatte sich hoch und teuer verschworen, wenn er einmal mit dem frechen Wilderer, dem Stülpner, zusammentreffe, sollte der sehen, was geschehen würde.

Los käme der ihm nicht wieder. Das hörte sich sehr hübsch an, denn der Herr Hofsäger war ein Mann wie ein Eichenbaum und hatte Bärenkräfte. Natürlich war nun alle Welt auf ein solches Zusammentreffen, das dem ledigen Raubschützen sein Handwerk legen sollte, höchst gespannt. Die Jäger sprachen die Ueberzeugung aus, wenn der Stülpner mit dem Hofsäger zusammenreite, da könnte er wohl sein letztes Stoßgebet sprechen, weil Herr Bähold ein Mann sei, der nicht mit sich spaßen lasse und mit Buschfleppern nie Federlesen zu machen pflegte. Die Bauern meinten dagegen, der Stülpner sei auch

nicht von Stroh, und man müsse das abwarten. Bei der wirklich unerhörten Redheit des gefürchteten Raubschützen mußte ein solches Zusammentreffen doch einmal erfolgen, das war sicher, und in der Tat brachte ein frischer Herbsttag dieses von allen mit Spannung erwartete Abenteuer.

Der Hofsäger beging sein Revier, seine Pfeife dampfend. Plötzlich hörte er einen Schuß. Sogleich ging er der Richtung nach und hatte das Vergnügen, nach kurzer Zeit seine Hoffnung, mit Stülpner zusammenzukommen, erfüllt zu sehen. Der Raubschütz saß unter einer Buche, einen feinsten Rehbock, den seine Kugel kalt gemacht hatte, vor sich liegend. In einer kleinen Entfernung von ihm lehnte seine schöne Doppelbüchse, seine beiden Hunde lagen zu seinen Füßen. (Die Fortsetzung von diesem Raubschützen-Abenteuer liest man im Karl-Stülpner-Buch.)



Szenen aus den Karl-Stülpner-Aufführungen im Naturtheater auf den Greifensteinen



Reiter ohne Ziel

Abenteuer-
Roman
von
Will Kröger

(19. Fortsetzung.)

Regungslos steht sie und starrt Jackson nach. Langsam verschwimmt ihr Blick in Tränen großen Kummers.

Plötzlich kommt Ethel ins Laufen, leicht wie eine Gazelle läuft sie Jackson nach, stellt sich vor sein Pferd, so daß er

stoppen muß: „Jackson! Wir machen fort von Hudson . . . In vier Wochen eröffnen wir in St. Paul eine Bar auf der Summit-Avenue . . . Die Bar wird heißen: „Zum wilden Jack!“. Wirst Du uns einmal besuchen?“

Jackson wendet den Blick ab, er kann sie nicht vertragen, die flehenden, bittenden Augen, in denen das Wässer steht.

„Gern, Miß Stanford . . . Wenn uns unser Weg nach St. Paul führt, werden wir einen Whisky beim „Wilden Jack“ trinken. Vorausgesetzt, daß es nicht zu vornehm bei ihm ist . . .“

„Nein, nein, Jackson! Ich erwarte Dich! Ich warte . . . auf Dich . . . Kannst Du denn nicht vergessen? Jackson . . . ich liebe Dich, immer nur Dich. Zeemans Geld hat mich geblendet, ich gebe es zu. Aber jetzt bin ich furiert.“

Fred ist weitergeritten. Jackson sitzt unentschlossen auf seinem Pferde und bekommt es nicht fertig, Ethel ohne ein gutes Wort stehen zu lassen.

„Wir wollen sehen, Miß Ethel, was uns das Schicksal bringt. Während der Sommermonate wollen wir überlegen, Sie und ich. Wenn es Herbst wird, komme ich nach St. Paul. Dann werden wir uns wieder sprechen. Jeder soll vom anderen hören, ob er anderen Sinnes geworden ist oder nicht.“

„Du kommst, bestimmt?“ jubelte Ethel auf.

„Ja, ich werde Dir vorher schreiben. Deine Adresse weiß ich ja jetzt. Nun leb wohl, Ethel . . .“

Er kann nicht umhin, den Hut zu ziehen und ihr die Hand zu bieten. Sie ergreift sie und führt sie blitschnell an die Lippen.

„Ich warte auf Dich, Jackson!“ ruft sie unter Tränen, während er schon davonreitet. „Ich warte, Jackson! St. Paul, Summit-Avenue, Bar „Zum wilden Jack!““

Dann bleibt sie mit erhobenen Händen stehen und wartet, bis von den Reitern nichts mehr zu sehen ist. Jackson hat in einem grimmigen Trab seinen Freund eingeholt und reitet wortlos neben ihm her. Fred fragt nicht, und Jackson ist es ganz recht so. Jackson bedauert schon wieder, nett zu Ethel gewesen zu sein. Man ist doch ein Schlappstiefel . . . Kaum sieht man ein paar Tränen in Mädchenaugen, da schmilzt man schon dahin wie Butter in der Sonne.

Nach einem Ritt von zwölf Tagen, der nur unterbrochen wurde von allnächtslich sieben Stunden Ruhe, kommen Jackson und Fred, die soeben das Gebiet des Staates Texas erreicht haben, noch sind sie sechs Tage von dem Ort Noble entfernt, in die Ortschaft Garden City.

Hier beschließen die Freunde, da sich ein Gewitter am Himmel zusammenzieht, einmal wieder in einem Bett zu schlafen. In den Stallungen eines Gasthofes stellen sie ihre Pferde unter, versorgen sie und lassen sich ein billiges Zimmer anweisen.

Im Schankraum nehmen sie ein kräftiges Abendbrot ein, und Jackson bezahlt mit dem Hundert-Dollar-Schein, den er von Captain Clerkenwell bekam. Der Wirt nimmt den neuen Schein, bedauert ihn argwöhnisch und fragt:

„Habt Ihr nicht anderes Geld, Gentlemen?“ „Warum anderes?“ will Jackson wissen.

„Weil ich erst gestern einen falschen Schein bekommen habe.“

„Dann müßt Ihr Euch doch überzeugen können, Boß, daß mein Schein echt ist!“

„Eben nicht! Ich nahm auch gestern den Schein für pures Geld an. Da kam der Sheriff, trank einen Schnaps, sah zufällig den Schein in meiner Kasse und holte sich ihn schlantweg heraus. „Der ist falsch!“ sagte er, und ich war das Ding los. Hundert Dollar!“

Jackson zahlt mit seiner Münze, lädt den Wirt ein, mitzutrinken und fragt ihn aus:

„Wie sah der Kerl aus, der Euch den falschen Schein gab. Boß?“

„Ein widerlicher Kerl! Ich traute ihm gleich nicht. Lang wie eine Bohnenstange und dünn wie ein Besenstiel. Dazu hatte er noch abstehende Ohren wie ein Maulesel.“

„Ach, unser Spindelbürster!“ ruft Jackson erheitert. „Den kennen wir, Boß. Ihr habt natürlich keine Ahnung, wo der Kerl geblieben ist?“

„Nein, wie sollte ich? Er trank nur einen Schnaps, ließ sich auf hundert Dollar herausgeben und verschwand eiligst.“

„Aber . . . entschuldigt schon, Gentlemen . . . Ihr scheint den langen Kerl zu kennen, das finde ich absonderlich. Zumal Ihr mir auch so einen Schein geben wocktet . . .“

„Natürlich kennen wir ihn!“ erwidert Jackson gelassen. „Nicht nur den, die ganze Bande kennen wir!“

„Ihr seid doch nicht etwa?“

„Nein, wir sind nicht. Wenn Ihr es nicht glaubt, Boß, holt den Sheriff . . .“

„So war's nicht gemeint, Gentlemen . . .“

Der Wirt zieht sich sachte zurück und keine halbe Stunde ist vergangen, da kommt ein komischer Mann in die Bar, an dessen Brust der Polizeistern funkelt. Ein sehr komischer Mann, der Sheriff. Lustig wie ein Clown, auch die Figur ist entsprechend: klein, corpulent, rotes, fleischiges Gesicht, in dem zwei ungeheuer lustige Augen liegen. Am breiten Leibriemen baumelt ein riesiger Colt. Bei dem lustigen Manne kann die Waffe beinahe wie ein Scherzartikel anmuten.

„Hallo, Bill!“ begrüßt er den Wirt und will sich ausschütten vor Lachen, warum, das bleibt schleierhaft. „Du hast mich rufen lassen, was gibt es denn?“

Bill, der Wirt, tuschelt mit ihm und deutet auf Jackson und Fred. Der Sheriff machte große, erstaunte Kulleraugen, überzeugt sich, daß der Polizeistern an Ort und Stelle sitzt und geht zu den beiden Fremden.

„Hallo, Jungs! Mein Name ist Dick Morris, ich bin der Sheriff von Garden-City. Freut mich, Euch zu sehen, Jungs! Trinken wir einen Schnaps?“

„Warum nicht, Sheriff?“ antwortet Jackson und nimmt die gebotene Hand.

Die Freunde nennen ihren Namen, und Jackson kommt den Sheriff zuvor, mit Absicht.

„Boß, drei Whisky!“

„Oho, wollt Ihr mich freihalten, Jungs?“ brüllt Dick Morris und will wieder sterben vor Lachen.

„Warum nicht, Sheriff?“ Bei einem so vergnügten Manne, wie Ihr es seid . . .“

„Vergnügt? Na ja, warum soll ich traurig sein? hahaha . . . hahaha . . .“

Der Whisky kommt, Jackson zahlt — mit dem Hundert-Dollar-Schein. Der Wirt greift im Zeitlupen-Tempo nach dem Schein, da grabst der Sheriff zu.

„Hallo, das Ding kenn ich doch?“

„Möglich, Sheriff . . . ist ein Hunderter!“ sagt Fred.

„Und was für einer! Ein falscher sogar!“ antwortet der Sheriff und versucht, das Lachen einzudämmen, weil es sich doch gar nicht mit der bevorstehenden Amtshandlung verträgt.

„Der ist echt, Sheriff, wir haben ihn von der Militär-Bewachung in Hudson. Ein hoher Offizier, Captain Clerkenwell, hat ihn mir geschenkt. Passt auf, Sheriff, hier habe ich noch zwei Hunderter! Ratet, von wem ich die habe!“

„Von wem? Selbst gemacht, jedenfalls.“

„Nein! Kennt Ihr vielleicht den berühmten General Kelly, Sheriff?“

„Und ob! Und ob ich den alten Kelly kenne! Was soll's?“

„Der hat mir das Geld geschenkt, fünfhundert Dollar!“

Das ist dem lustigen Sheriff denn doch zu bunt, er trinkt schnell den Schnaps, wischt sich den Mund und erhebt sich:

„Ich verhafte Euch!“ sagt er mit lächelndem Munde.

„Tut das nicht, Sheriff!“ warnt Jackson. „Ihr kommt in

Teufels Küche! Was meint Ihr, der General Kelly läßt Euch glatt absetzen, wenn er es erfährt, daß Ihr uns, seine Freunde, einsperren wollt, weil wir die Generals-Dollar ausgeben und diese von Euch als falsch angesehen werden. Bedenkt, das kann Euer Ende sein, Sheriff!“

„Ihr seid lustig, Jungs, das muß man Euch lassen!“ ruft der Sheriff mit fröhlichem Lachen. „Die lustigsten Häftlinge, die ich seit langem hatte. Nun kommt mit, bei mir ist es auch ganz nett!“

Jackson blickt seinen Freund an und fragt:

„Wollen wir ihm den Gefallen tun, Fred?“

„Warum nicht? So sparen wir die Gasthaus-Miete!“ erwidert Fred, der wohl weiß, was Jackson will.

„Sagt, Sheriff, wie ist denn Euer Gefängnis?“ will Jackson wissen. „Ist es komfortabel? Wir sind nämlich reichlich verwöhnt...“

„O, dann kommt nur! Herrlich ist mein Gefängnis! Zwar nur ganze fünf Zellen, aber mit allem Komfort. Fließendes Wasser, es läuft zwar nur von den Wänden... Und elektrisches Licht auch! Ja, ... wenn ein Auto vorbeifährt!“

„Dann sind wir bereit, Sheriff!“

Unter dem ersten Grollen des Gewitters, gleich muß der Regen herniederprasseln, zieht der Sheriff mit seinen Verhafteten durch den kleinen Ort. Vor den Türen der Häuser stehen die Bewohner, um ~~kurze~~ Luft zu schnappen, denn den ganzen Tag über war es druckend warm. Jetzt hat das Gewitter die Hitze hinweggesegelt.

„Wem hast du denn da?!“ rufen die Bewohner dem Sheriff zu.

„Die Falschmünzer!“ antwortet der Sheriff und klopfte seinen Verhafteten freundlich die Schultern. „Endlich habe ich sie, die Jungs! Sie wollten mir Märchen erzählen! Aber Dick Morris ist kein Dummkopf!“

„Sondern ein Kamel“, sagt Jackson leise und Fred fügt hinzu:

„Ein Duffel bist!“

Hinter dem bescheidenen Haus des Sheriffs steht das „Gefängnis“.

Jackson und Fred brechen in ein helles Lachen aus, in das der Sheriff freundlich einstimmt.

„Das ist Euer Gefängnis, Sheriff?“

„Ja!“

„Aber wenn wir da mal ordentlich husten...“

„Ihr werdet doch nicht, Jungs!“

... dann bricht der ganze stolze Bau zusammen!“

„Nein, Jungs, gestittet müßt Ihr Euch schon benehmen, ich weiß, das Gefängnis ist etwas hausfällig... artig müßt Ihr sein, sonst muß ich Euch fesseln!“

„Nicht doch, Sheriff! Wir werden artig sein wie die Kinder, die sich auf Christmeh freuen!“ sagt Jackson.

Das Gefängnis ist ein zwei Meter hoher und nicht viel breiterer Lehmkasten, in dessen Wände die hohe große Risse gemacht hat. Das Gefängnistor ist eine Tür aus Holzlatten, verschlossen durch ein Vorhängeschloß. Der Sheriff gibt Fred die Taschenlampe zum Halten und schließt auf.

„Herein mit Euch, Jungs!“

Drei Zellen links, drei Zellen rechts, das sind die Räumlichkeiten, abgeschlossen wieder durch Lattentüren.

„Wollt Ihr in eine Zelle?“ fragt der wahrhaft menschenfreundliche Sheriff.

„Gewiß, Sheriff! Wir müssen uns doch etwas erzählen können. Sonst graut man sich hier gewiß zu Tode.“

„Dann nehmt die Zelle, das ist die größte. Wartet, ich werde Euch Decken aus den anderen Zellen holen, damit Ihr nicht frieren braucht.“

Er bringt sechs dicke Pferdedecken, die einen bestialischen Gestank ausströmen. Die Freunde wehren entsetzt ab.

„Laßt nur, Sheriff, wir begnügen uns mit dem einfachen Strohlager! Und wann werden wir wieder entlassen?“

„Zehn Jahre wird's dauern.“

„Nein, Sheriff! Wollen wir wetten, daß Ihr uns morgen früh frei laßt?“

„Wetten? Nein, mit Euch wette ich nicht, Ihr habt ja doch nur falsches Geld. So, jetzt lasse ich Euch allein. Ich werde dem Distrikts-Sheriffs telegraphieren, daß ich Euch gefangen habe. Dann mag er weiter über Euch bestimmen. Und macht mir keinen Kummer! Ausbrechen

gibt es nicht! Ich habe einen Bluthund, der zerfleischt Euch erbarmungslos!“

Der Sheriff gibt einen Pfiff von sich, ein niedliches kleines Hündchen kommt angetroßt, guckt die Häftlinge aus blanken Augen an und schnuppert an Freds Hosendeckel.

„Ja, Sheriff, ist ein echter Bluthund... Etwas klein zwar, aber desto bissiger. Wir werden uns hüten, mit dem anzubinden!“

Dann sind Jackson und Fred allein. Sie wollen sich kugelig lachen über den seltsamen Sheriff, der ihnen nicht einmal die Waffen abgenommen hat. Sie zünden sich Zigaretten an, setzen sich aufs Strohlager und horchen auf das Brausen des Sturmes. Plötzlich tritt eine minutenlange Windstille ein, dann aber gießt es nur so vom Himmel. Das Gefängnis erweist sich gottlob als wasserdicht. Nach einer Stunde ist alles wieder vorbei. Jetzt kommen die Bewohner von Garden-City ans Gefängnis und bedauern unendlich, daß sie die „Falschmünzer“ nicht sehen können. Wie ein Lauffeuer geht die Kunde durch den Ort: die Falschmünzer sind gefangen!

Um ein Uhr morgens. Ganz Garden-City liegt in tiefer Ruh. Durch die stockdunkle Nacht schleichen zwei Gestalten. In großem Kreis gehen sie um den Ort herum und betreten ihn erst dort, von wo der Weg zum Gefängnis am kürzesten ist.

(Fortsetzung folgt.)

Der Buglbeerbalm!

Von Erwin Schwarz, Reichenhain.

Der Buglbeerbalm, racht zäh von alten Schlog,
ar is bei uns eihämisch schie mei Tog,
hält treu an unern deutschen Bud'n fest,
ar g'hört zur Hamet, die ar nie verläßt.
Un sei in Winter alle Bahmle leer,
trägt ar noch für de Bögle seine Beer.
An jeder Stroß zeigt er ne Wag uns ah,
deß in dr Nacht sich kan's verlassen kah.

Ar ziehrt su manichs liebe Vaterhaus
un Storm un Watter hält ar do ub'n aus.
Un schenkt uns 's Frühgahr seine Blüt'npracht,
su is 's dar Bahm, wos uns ne Freid a macht.
Wenn nu su hängt dar weiße Blüt'n Schnee,
dann gieht der Mai ze End of unrer Höh.
Es strahlt dar Bahm en seine Blüt'nduft,
'ne volle Ros' nahmt vo dar guten Luft.

Järb'n sich de Buglbeer in Sonneglut
un leicht'n weit hie, su schie feirich rut,
hot gleich es Lab nach su en griene Schei,
dann schleicht der Herbst a sochte sich mit rei.
Un warn mol werklisch racht viel Buglbeer,
su gib't's a Schwamme gleich e grufes Heer.
Gar viele Leit sei sei in festen Glab'n:
Biel Beer warn uns en darb'n Winter gabm.

Nachdruck verboten!

Unserem Mundartdichter Brückner zu seinem Geburtstag

Karl Bernhard Brückner, geb. am 17. Oktober 1872 in Mildena bei Annaberg

Nachdruck
verboten!

Am 17. Oktober vollendete Oberlehrer i. R. Bernhard Brückner in Leipzig das 64. Lebensjahr.

Brückner gehört neben Röder, Meyer, Schreyer, Krausch, Jacobi, Hamann, Robert und Emil Müller u. a. zu jenen erzgebirgischen Mundartdichtern, die im „Glückauf!“ bereits vor 1900 Gedichte und Erzählungen in erzgebirgischer Mundart veröffentlichten. Brückners erste Kurzgeschichte „Ne teire Supp“ erschien hier vor 40 Jahren. Seitdem verging fast kein Jahrgang dieser Erzgebirgs-Zeitschrift, für den Brückner nicht auch etwas Mundartliches beigetragen hätte.

Wenn wir die Glückauf-Hefte damaliger Zeit lesen, so werden wir hineinversetzt in die Zeit, in der Männer, wie Heinrich Köselig, Pfarrer Böcher, Möckel, Röder, Grafer u. a. um das Daseinsrecht unserer Mundart in der Literatur kämpften. In jene Zeit fällt auch die Entstehung des ersten Liedes Anton Günthers „Drham is drham“ (1895). Wie uns Günther berichtet, getraute er sich nicht, unter das Lied seinen Namen zu setzen, weil — es in der Mundart geschrieben war. Dieser Bericht erhellt uns wohl am besten, wie es damals um die Wertschätzung unserer Mundart bestellt war! Um so dankbarer müssen wir die Pionierarbeit der oben genannten Männer, zu denen also auch unser Bernhard Brückner gehört, anerkennen. Bei vielen Mundartdichtungen unserer Zeit kann man manchmal auf den Gedanken kommen, als seien sie um billige Effekthascherei geschaffen. Das trifft bei den Brücknerschen Gedichten und Kurzgeschichten nicht zu. Schon seine Einstellung zur Mundart bewahrte ihn vor diesem Mißgriff. Brückner

äußerte sich einmal über unsere Mundart: „Wie Berg und Tal, Fluß und Wald jeder Landschaft ihren besonderen Charakter verleihen, so gibt auch die Mundart den Bewohnern eines jeden Gebietes ihr eigenartiges Gepräge. Sie, die Volkssprache im wahrsten Sinne des Wortes, ist ja ebenfalls bodenständig — wurzelecht und bleibt nicht allein ein kostbares Erbgut dieser naturverbundenen Menschen, sondern sie wird auch allen denjenigen, die in die Fremde ziehen, ein liebes Angebinde der Heimat. Am fremden Ort aber ist die Heimatsprache den sich begegnenden Landsleuten erst recht das Symbol ihrer Zusammengehörigkeit.“

Ueberhaupt hat schon von jeher völkisches Denken und Fühlen in der Mundart seinen Niederschlag gefunden. Sie ist daher seelisches Gut aus der Väter Zeit, ein ehrenwerter, alter Hausrat, der — wenn verlorengegangen — nicht wieder zu ersetzen ist. Kind und Kindeskind sollen von diesem überkommenen Kulturgut zehren. Wie das Berg- und Quellwasser der Heimat oft ein Lebensquell und Gesundbrunnen

wird, aus dem zauberhafte Kräfte emporsteigen, genau so spenden auch die Mutterlaute und die sich vererbenden Sprachformen, die das Elternhaus mitgab, Geist und Lebensfreude dem, der sich an sie gebunden fühlt.

Darum, wer die Mundart pflegt, hütet auch das Volkstum!“

Brückners Gedichte und Erzählungen sind echt und lebenswarm und voll sonnigem Humor.

Sie finden sich verstreut im „Glückauf!“, in den Erzgebirgskalendern, in den Sonntagsnummern der Chemnitzer Allgemeinen Zeitung (1899—1907), in den Zwickauer Neuesten Nachrichten (1900—1906), in den „Hausbüchern für das Erzgebirge und Vogtland“ 1919/1920 und in den Erzgebirgischen Heimatblättern der Obererzgebirgischen Zeitung in Buchholz (1926/36 regelmäßig). Eine Sammlung heiterer Geschichten und Gedichte brachte der Verlag Friedrich Seidel, Buchholz i. Sa., im Jahre 1935 unter dem Titel „Roockn Feieroohnd“ heraus.

Brückners Wiege stand im Obererzgebirge, in einem kleinen erzgebirgischen Bauernhaus. Hier verlebte er eine anspruchslose, frohe Jugend. Unter sechs Geschwistern war er der Jüngste. Auf Betreiben seiner Lehrer kam er ins Annaberger Seminar. In Kupferhammer-Grüntal war er drei Jahre Hilfslehrer, dann als ständiger Lehrer ein Jahr in Olbernhau. Von hier aus wurde er nach Leipzig berufen, wo er vierzig Jahre im Schuldienst stand. 1936 ging er in den Ruhestand. Aus seiner Ehe mit Frau Martha geb. Kaiser (1896 in Jöhstadt geschlossen) entsprossen drei Söhne und eine Tochter. — Die Freunde erzgebirgischer Mundartdichtung gedenken des Mundartdichters Bernhard Brückner in Dankbarkeit und wünschen ihm anlässlich seines Geburtstages einen sonnigen Lebensabend:

„Alle Tog ewint Sunn un a Fäntele Frad,
sei Ruh un sei Essen, ka Sorg un ka Lad,
jeden Tog 's bissel Arbet, ober halt net ze viel,
a Liedl zun Singe, a zufriednes Gesehl...“

Horst Henschel, Annaberg.

's neie lustige Buch

von Bernhard Brückner.

In Gartenheisl soohn driem bei dr Kaiser-Schant a Hardl Gäst besamme un hattn ihrn Dischkur über de Ruhniekeln (Kaninchen). Weil se nu esu bei dan Hie- und Har-reden sei, kimmt dr Mälzerhilf-Paul, dar in dr Salichfabrik ne Buchhalter macht, rei in dan Garten. 'r hot aah amol Appetit friegt nooch enn Tipl Bier. Bis ike is'r wir senn Haus gefassen. Nu hot'r ober dos Gelachter weiskriegt, un schu brängt'n de Reigierde getriebln. — Mietgebracht hot'r a kkaans Biehl, wu ar ahmd noch drinne gelafen hot beim Dort'nstigen. Mei Schiebold-Arnst, lustig wie dar is, fängt do



Bernhard Brückner, Oberlehrer i. R., Leipzig N 27, Kaiser-Friedrich-Straße Nr. 46, Mitarbeiter der „Erzgebirgischen Heimatblätter“.



Das Titelbild vom Brückner'schen „Lustigen Buch“

gleich ah, e fänkt an Mälzerhilf-Paul nahgestärren. „Wos willstest du bei uns Mannsen mit den'n ABC-Büchle?“ fregit'r ne Paul. „Mir sei gescheit, doß mer esugar 's Bier laasn sahe — net bluß de Schoß un de Gänse! Loß nār dei Buch drhamm!“

Alles schlug ene damische Lach' auf, bis sich als zwäter dr Märten-Emil neimischet.

„Dos verstist du net, Arnst!“ saht'r. „A Buchhalter muß a Buch in der Hand hoom, doß mer gleich wuß, wu mer dan Waa hie ze tue hat. Wos in dan Buch drinne stiecht, dos is ganz Worscht!“

„Naa, dos ka iech eich schu sogn, wos do drinne stiecht!“ schrier dr Bäckfriz hinneren Tiesch avür. „Dr Paul larnt fleßig Barschle, weil sei Fraa of ne Sunntig ihrn Geburtstog feiert. Do will'r dar ewos vür-deklamieren! Bluß a Blumestreißl muß'r noch nei in de Hand namme — noochert is mei Sunntig-Gungl fertig!“

Inu, wur ihe ein Gaudium, wie sich dr Paul mit senn Büchle esu racht steif ra an dan Tiesch setzet! Sei Maul hing'r natierlich aah gleich miet nei.

„Friß, du bist dr Gescheitste! Du hast ne Naal of'n Kup getroffen!“ fung'r ah. „Du ener Fraa will ich ihe amol a Barschl zum besten gabn — odr haltig net vun meiner Pauline. Naa, ihr guten Rinner: Ich hob eich gleich ene Fraa mietgebracht — wenn'ersch wissen wollt!“

„Wu dā?“ fregit mei Schiebold-Arnst ganz fig. „Die Fraa ka sei net gruß sei: Mer siecht se doch gar net.“

„Jadoch!“ lachet dr Buchhalter launig, „drim haast se doch ahmd „de Klaane Fraa“. — Nu muß iech's eich erscht amol derzehln, wie iech doherzu komme bie. Also, horcht amol drauf! Do brängt mer gestern ohmd mei Buchholzer Schwoger a Buch miet zun Basen, weil dar wuß, doß ich gar'n an ewos Lustigs mei Fräd' hob. Ober, ihr guten Leit, über dan Buch, do hob ich mir heit schu bal enn Bruch gelacht — schu weil die Dinger allezam in unnerer arzebürgischen Sproch' geschrtebn sei. Zun Kugeln is dos! — Also, ihe horcht amol drauf, wenn iech vürlesen tu! Nummer äns: De klaane Fraa.“ Nu tot'r dos Gedicht laut vürlesen. Inusse, machet dos enn Späß! Dr Paul muß siech selbercht bal auschieden dr Lachen. Ober 's Schinste kam hinnerdrei — wie noochert dr Scheibner-Otto sei Maul auf-tot. „Benno“, saacht dar zun Faustbäck-Schuster, „triffst dā dos Barschl, wos dr Paul vürgelesen hot, zu of deine Fraa? Du hast doch a fitts klaa Weib!“

„Zutreffen — bis of'n lezten Buchstobn!“ lachet dr Schuster. „Mer söll's gar net denken, wie a fitts Barschl paßt — of mir, un of mei gut's Weibsen, erscht racht! Nu soll bluß aaner komme un soll ne Leitn weißmachen, mir wār'n nißcht. Im Himmel war' iech gehubn mit meiner Alten!“

Jeder gob ne Faustbäck-Schuster racht. Rār mei Zulper-Emil war net ganz dermietet ei-verstanden, doß bluß de klänn Weiber is Kraut fett machen sölln.

„Ja, dos is ganz gut un schie“, saacht'r, „obr wos ward dā nu mit dan, dar ene rachte gruße Fraa hot, wie iech? Die taagt wuhl nißcht?“

„Wart' nār! Du kimmst aah noch zu den'n Racht!“ maanet dr Paul triestlich. „Bluß a paar Blätter darf iech feder machen. — Also, ihe horch amol drauf: De gruße Fraa!“

Allezamme häret'n se drauf of das spaßige Gedicht. Ja, esu wos geful ne — am besten menn Zulper-Emil. „Ei, du heiliger Bimbam!“ saacht'r, „dos Ding müßt' meine Alte hār'n! Odr die wür' siech dācht'n! Na, nu merkt's eich: Gruße Weiber müßt'r heiraten, noochert gitt's klaane Lumperei; dar Waa hot racht!“

Of dar Sach hier wur ihe aah dr Märten-Emil noch amol reg'. „Horcht amol, ihr Mannen“, saacht schalmisch vu sen Stuhl afür, „ich will doch ihe in Winter aah sachte miet ans heiraten denken. Wos mach dā nu iech? Tu iech mir ene gruße Fraa ei oder ene klaane? Dar dorten mach mit seiner grußen Gatt' a Aufhebens, und dar dorten mit senn Stopp-Pilz ah. Wann namm iech? Ich will doch aah net d'r'nabn greifen, wenn's üm de schinn Weibsen gieht!“

E' Weil war of amol Ruh. Ja, mit dar Frog kunnt' mer natierlich aah kumme! Ober dr Mälzerhilf-Paul blieb de Antwort net lang schillig.

„Inusse, die Sach' is doch ganz ähsach: Do nimmst ahmd esu ne mittelmäßige — net ze gruß un net ze klaa, wie ahmd de halbgewalkten sei bei de Lei'waber!“ maanet'r zun Emil, wos nu ahmd dar Heiratskandidat war.

Eh' dar sei Maul auf-tot, bracht ober dr Faustbäck-Schuster schu wos Reies geschleppt. „Emil“, saht'r, „dos Ratfel braucht klaa Fernrohr. Du wachsest ahmd oh mit de Weibsen! Is dr de Gruße net gut, hülste dir ene Klaanel 's freegt sich bluß, bei wann de ahfängst!“

Ei, fung ihe ein Hallo ah! Dar ganze Gasthof-Garten wur labandig, un mei Salich-Buchhalter, dar muß noch a paar fitts putzige Dinger aus sen'n Buchholzer Büchle vürlesen. Odr, of ahmd hār'r mitten drinne in su ener verwärtten Geschicht auf. Allezamm gucken se, wos lus is. Doch dar zeigt mit ne Kup of sei Heisl nüber.

„Ihr Rinner, dr Lautspracher is abgestellt!“ ruft'r sachte dan Mannsleiten zu un steck sei Büchle nei in dr Tasch. Drübn is zu dr Haustür sei Fraa, de Viddy, rausgetreten un guckt, wu dar Bind ihrn Naa hargetriebln brängt. Dos gibt nu wieder Stoff zu ener frischen Luderei.

„Wos ward dā bei den'n Lautspracher gespielt, wenn's lus gieht?“ freegit verschmigt dr Schiebold-Arnst.

Mei Buchhalter beiget siech ganz haamlich üben Tiesch ehinner. „Inusse, merachten-teels eittl dossalbe! Erscht kimmst de Zeit dra, noocherts gieht's Batter lus — de kalte Strömung —, un wenn dos alle is, do kriegt mer immer noch orntlich ne Marsch geblosen of dr langen Wall. Esu wie iech ober ne Rild-strahler namm, do is de Verbindung gestört, un vun Lautspracher hār't mer nißcht meh. — Na, do will ich'n nār gleich amol in Betrieb setzen!“ Domiet machet mei Salich-Buchhalter zun Garten naus. „Of Wiederhärn!“ rufetn alle hinneren har, „guten Empfang!“

Freilich, nu war aah dos schiene Büchle miet fort, un de Gäst mußten sich de Zeit nār esu noch a finkl vertreiben. Immer wieder kame se of dan zwaabaanigen Lautspracher zu reden, un nu maanet dr Bäck-Friz: „Ja, ihr Leit, esu mög dos Ding immer noch giehe mit dan Lautspracher“, maanet'r, „ober halt dos Malär, wenn de Schallplatten lusgieht!“ Domiet trant'r sei Tipl Bier aus un machet siech aah ganz sachte an Jaun nim. 'r hatt Angst kriegt vor seiner Gottlobine, dā die hatt aah drhamm rim is hest in Händen. Doch heit hatt mei Bäck-Friz Gelid. In Stüml soß dar ganze Tiesch zensstimerink vuller Weibsen, un die hatten ein Geschrei, als wenn se Geburtstog feiert'n. Hübn an dr Seit trot de Bürstand-Wilda, un die tat gerod aah aus su en Büchle vürlesen. De Weibsen drimrim konnten gar net foot-frieng, esu schie häret siech dos lust'ge Zeig ah.

„Jawuhl, ihr guten Leit“, saacht ihe dr Bäck-Friz, „eich gieht's gerod wie uns Mannsen in Gasthof: Uns hot dos Büchle aah ganz ausn Geläs gebracht!“

„Nu ahmd“, fung do seine Gottlobine ah, „do muß siech doch de Balt gedreht hoom, weil de heit schie ehamm kimmst. Wenns gar eist schie war in Gasthof, do wār iech an deiner Stell noch a bißl sitzen gebliebn. Wie de nār fortlassen kcast!“ setzet sie hienisch noch derzu.

„Hast wuß Gott racht!“ fuß'r dr Friz nei in ihr Red', un schu setzet ar seine Müß wieder auf un machet zun Loch naus. „Ihr lacht dohierten, un iech lach' dort!“ rief'r noch hinner sich har, „do is halt jeden geholfen!“

De Gottlobine wollt' fig hinneren har, obr wie se naus kam an dar Haustür, do war Frieden geblosen — ihr Friz war verschwunden. Ja, dar machet sei Baa, doß'r wieder nüber kam in dan Gasthof. Ihe hatt'ern gelidlich derwisch. Die Fraad! „Mer söll's sei gar net denken“, saacht'r esu bei siech, „wos esu a Büchle gewaag brängt. Dos Rezept will' iech mir merken!“

